

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 259 Bromberg, den 11. November 1932.

Mandus Fritzens erste Reise

Roman von Ewald Gerhard Seeliger.

(10. Fortsetzung.)

Auf seinem Heckstrudel begann die Fortuna zum ersten Male zu schaukeln. Mandus durchfuhr ein freudiger Schreck.

Nun zeigte das rechte Elbufer im entzückenden Wechsel freundliche Strandhäuser in grünenden Gärten. Von den Lichtungen der baumbesäumten Höhen grüßten stolze Villen. Dann öffnete sich das Quertal von Blankenese.

Nun standen sie alle längs der Reling und schauten hinüber. Es war zu schön! Der Strand wimmelte von Kleinen und Großen.

Plötzlich schrie Tetje so laut, daß es über den ganzen Strand schallte: „Drei Cheers für Blankenese!"

Und alle rissen ihre Mützen hoch und fielen ein: „Hipp! Hipp! Hurra!"

Auch Mandus, der die Sache sofort begriffen hatte, machte mit.

Dreimal riefen sie der Heimat ihren Abschied zu, und geschwungene Hüte und flatternde Tücher winkten vom Strande zurück.

Gleich hinter Blankenese grüßten die großen Parks mit den Palästen der reichen Kaffeemakler und Börsenkönige.

„Da möchte ich mal wohnen, wenn ich alt bin!" bemerkte der naseweise Kuno, der sich inzwischen eine trockne Büx angezogen hatte.

„Ach du!" lachte Greggers gemütlich. „Wie willst du denn alt werden? Du weißt ja gar nicht, wie das gemacht wird."

Mandus stand schon lange nicht mehr allein. Selma war auf den Zehenspitzen herangeschlichen, hatte die Hand sanft auf seine Schulter gelegt und hielt wortlos die Blicke auf das zurückschwebende Ufer gerichtet.

Er sagte nichts und rührte sich nicht, aber seine Ohren röteten sich sanft.

Jetzt kam ein langgezogenes Kommandowort vom Achterdeck. Über Mandus' Kopf wurde es auf einmal lebendig. Seine Kameraden standen nicht mehr an der Reling, sondern turnten in den Riggen herum. Ein Segel nach dem andern wurde beigesetzt. Die Fortuna zog ihr schmuckes, weißgraues Leinengewand an, um in die weite Welt hinauszufliegen. Unter den hurtigen Griffen der Besatzung bekleideten sich die dürren Masten, Stegen und Rahen mit dem wehenden Gut.

Mandus staunte das Wunder beinahe schon sachkundig an, und Selma klatschte freudig in die Hände.

Sie soll auch über mich in die Hände klatschen! dachte er und drängte sich arbeitsuchend an Greggers heran.

„Treck an!" rief er und drückte ihm ein Tau in die Hand. Es lief am Mast empor und wollte noch immer kein Ende nehmen.

„Stopp!" sprach Greggers und machte es fest. „Das war das Stagsegel! Nun kommt der Klüver!"

Sie zerrten am nächsten Tau, bis Greggers abstoppte und es wie das vorige belegte.

„Jetzt noch der Butenklüver!"

Und zum dritten Male strafften sie die Muskeln um die Wette. Dann war auch diese Arbeit getan. Mandus erkannte, daß sie die drei dreieckigen Segel emporgewunden hatten, die sich zwischen Fockmast und Klüverbaum ausspannten.

Jetzt kam die Fortuna schon bedeutend schneller vorwärts. Ein leichter Südwest griff in die Segel, und der schnaubende Schlepper brauchte sich nicht mehr so abzurackern wie bisher.

Hinter Stade nahm der Wind zu, und die Bugwelle rauschte stärker, aber die Fortuna machte doch nicht schnellere Fahrt, denn die von Kuxhaven heraufrollende Flutwelle hatte sie schon erreicht.

Jonni verschwand mit Dietrich Dippel in die Kajüte. Cornelius von Holten und Detlef Bodderbrot blieben beim Ruder.

Die Sicht war klar und der Schlepper gab nach Bedarf Pfeifensignale. Der Lotse hieß Karl Harms und stammte aus Mühlenberg bei Blankenese. Cornelius hatte ihm noch allerhand Grüße aufzutragen.

Jonni und der Erste setzten sich an den von Selma gedeckten und von ihrer Mutter beschickten Tisch. An der Back im Mannschaftslogis löffelte man schon die wunderbar fette und mit frischen Kräutern gewürzte Fleischbrühe. Sodann erschienen drei knusprig braune Hammelkeulen, dazu eine lieblich duftende Rahmtunke, auch Kartoffelklöße und Rotkohl fehlten nicht. Zwei Berge aus Kopfsalat krönten diese nautische Tafel.

Die Hammelkeulen waren in wenigen Augenblicken verschwunden. Sogleich erschien eine neue und vermehrte Auflage davon. Jeder hielt sich heran, aber so heißhungrig wie Menno Pickenpack tat keiner.

Gesprochen wurde nicht. Man begnügte sich mit dem Hervorbringen unartikulierter, aber doch allgemein verständlicher Wonnelaute. Mit Blicken und Gesten wurde nachgeholfen. Kurzum, man lag den beiden Tätigkeiten des Kauens und des Schlingens so emsiglich und hingebungsvoll ob, daß nur die Knochen übrigblieben.

„Das war die Henkersmahlzeit!" klärte Tetje die Anwesenden auf und wischte sich mit dem Handrücken den Mund.

Unterdessen war die Fortuna wieder ein hübsches Stück weitergekommen. Jetzt wurden Cornelius und Detlef abgelöst.

Der Wind drehte nach Osten. und Jonni ließ vier[illegible] brassen.

Vier Küsse für zweihundert Mark.

Gemächlich glitt die Fortuna auf ihren weitgespreizten Flügeln stromab, während Mandus die Back vom Geschirr säuberte und das Logis mit dem Besen aufklarte.

Als er dann bei der geöffneten Kombüsentür vorbeikam, rief Selmas Mutter ihn an. Zaghaft trat er näher.

„Mandus!" sprach sie und fuhr ihm dabei ganz sanft über das wirre Haar. „Jetzt sind wir bald in Kuxhaven. Dort hört das Spiel auf, und die Arbeit beginnt. Bisher warst du ein Kind, jetzt sollst du ein Mann werden. Gib gut acht, und sieh dich vor, daß du nichts zerbrichst, denn das mag er in den Tod nicht leiden. Er ist überhaupt nicht gut auf dich zu sprechen. Aber laß dich dadurch nicht beirren. Tu, was

dein Gewissen spricht! Wenn du stets auf dem Platze bist und dir nichts zuschulden kommen läßt, kann dir nichts geschehen. Mach keinen Streit, aber laß dich auch nicht unterkriegen."

Sie sagte das alles so freundlich und leise, wie es Frau Fritzen niemals gelungen wäre. Mandus machte dazu ganz blanke Augen, schluckte zweimal und nickte dreimal. Dann wies sie ihn auf dem Tellerbord zurecht und sprach: „Dieses Geschirr hier ist für wochentags und das hier für Sonntags. Sonntags zum Frühstück legst du immer ein reines Tischtuch auf. Aus dieser Tasse trinkt er Sonntags Kaffee, sie hat zwei goldene Ränder und stammt noch von seiner Konfirmation her. Mit der mußt du dich besonders in acht nehmen denn sie hat schon einen kleinen Sprung. Messer und Gabel mußt du immer fein sauber putzen. Und das Salzfaß immer gut trocken stellen. Ach Gott, du wirst es nicht leicht bei ihm haben, du armes Kerlchen! Aber beiß die Zähne zusammen und laß nicht locker. Nach dem größten Sturm kommt Sonnenschein. Das hat der liebe Gott so eingerichtet. Ist er schlechter Laune, dann gehst du ihm ganz einfach aus dem Wege. Und schilt er einmal gar zu arg, so vergib ihm. Er meint es gut. Daran zweifle niemals. Er hat einen schweren, verantwortungsvollen Posten, da muß man ihm schon manches verzeihen."

Dabei legte sie ihm die Hand aufs Haupt und sah ihm fest in die Augen.

„Nun versprich mir, daß du das nicht vergessen wirst, was ich dir gesagt habe."

Mandus drückte ihre Hand, sprechen konnte er nicht.

„Wenn du von deiner ersten Reise heimkehrst, wirst du ein richtiger, ordentlicher Seemann sein! Du willst doch auch einmal Kapitän werden!"

„Ja!" murmelte er, dann drehte er sich weg und mußte plötzlich nach der Sonne sehen.

„Glückliche Reise, Mandus!" flüsterte sie noch, dann band sie ihre weiße Schürze ab und verließ die Kombüse.

Mandus schlich nach vorn und setzte sich mit dem Gesicht voraus ans Ankerspill. Er bewegte die leisen Worte der sanften Frau lange und andächtig in seinem Herzen.

Ich gehe ihm aus dem Wege und laß mir nichts von ihm gefallen! dachte er, um seine beiden, der Mutter und der Tochter gegebenen Versprechen zu vereinigen.

Dann quoll plötzlich ein heißer Trotz in ihm empor.

Ich will ihm das schon weisen! überlegte er. So eine Ungerechtigkeit! Warum ist er dann zu den andern nicht so eklig? Na, wenigstens hat er mich mitgenommen. Wenn er mich in Rotterdam nur nicht abmustert. Dann bin ich aufgeschmissen. Bis dahin muß ich kuschen.

Bei diesem Entschluß blieb er. Suchend reckte er den Hals. Jetzt befand sich das Fahrwasser am linken Ufer, das rechte war längst zu einem schmalen, hellgrünen Streifen zusammengeschrumpft. Immer dünner und dünner wurde er, bis er hinter Brunsbüttel ganz verschwand.

Viel, sehr viel Wasser war ja schon da, aber es fehlten die Wogen, die beim Sturm so hoch wie ein Haus und noch höher werden konnten. Mandus saß immer noch vor dem Spill, schaute voraus in die weite, weite Welt hinein und begann von Sandbänken und Klippen, Palmen und Korallenriffen, fernen Ländern, ungezähmten Papageien, bunten Menschen und blanken Goldstücken zu träumen.

Ich habe meinen Willen durchgesetzt, schoß es ihm durch den Kopf, und ein triumphierendes Lächeln zog über sein frisches, vom Winde gerötetes Gesicht. Gleich hinter Rotterdam kommt der Ozean, und dann kann er mich nicht mehr nach Hause schicken!

Mit starkem Plätschern teilte der Bug die Wasser. Der Schlepper tutete dazwischen, und aus den Segeln der Fortuna kam zuweilen ein Ton, der wie das knarrende Gurren einer riesengroßen Taube klang.

Plötzlich hörte Mandus hinter sich leise Schritte, sie stockten, kamen näher, es stieg jemand zur Back herauf. Vorsichtig drehte er den Kopf und spähte um das Spill herum. Es war Selma. Reisefertig stand sie da, schaute sinnend nach Westen hinüber, strich sich die Locken, die ihr der Wind ins Gesicht wehte, unter den Hut zurück und stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus. Wieder war die Sonne im Sinken. Wie eine glühende Kegelkugel lag sie auf dem Westerdeich.

„Selma!" lockte Mandus leise.

Sie erschrak ein wenig und wurde rot.

„Ach, da bist du ja!" flüsterte sie hastig. „Ich suche dich schon die ganze Zeit."

„Ich bin immer hier gewesen," sprach er lächelnd und lud sie durch eine Handbewegung ein, an seiner Seite auf dem Spillfuß Platz zu nehmen. „Von hier aus kann man alles zuerst sehen. Jetzt kommt Kuxhaven, dann Rotterdam, dann Valparaiso."

Damit rückte er ein bißchen zu, und schon saßen sie beide ganz dicht beieinander.

„Ich kann Kuxhaven schon sehen," bemerkte sie ziemlich kleinlaut.

„Ich auch!" nickte Mandus. „Das ist der Leuchtturm, und dicht dabei ist die Alte Liebe."

„Komischer Name! Nicht?" murmelte sie betroffen.

„Wieso komisch? Das ist doch eine Landungsbrücke!" belehrte er sie wie ein alter, vielbefahrener Seebär. „Und dort hinten ist die Kugelbake. Da fängt die Nordsee an."

„Ja!" seufzte sie. „Da ist die Elbe zu Ende. Dort müssen wir von Bord. Ach, warum bin ich kein Junge?"

Darauf wußte er keine Antwort. Also schwieg er, und sie schwieg auch. Sie saßen dicht nebeneinander und schauten auf die Rauchsäule des Schleppdampfers, die kerzengerade in der Luft stand. Denn sie fuhren jetzt genau so schnell, wie der Wind wehte. Die Sitzgelegenheit war ziemlich schmal. Mandus faßte sich ein Herz und legte leise den Arm um Selma, und sie schmiegte sich an ihn. So fuhren sie an Kuxhaven und der Kugelbake vorüber und kamen in die Nordsee.

Von den haushohen Wogen war nichts zu spüren. Linker Hand tauchte der dicke Feuerturm von Neuwerk auf, er wuchs mit ein paar roten Ziegeldächern, die ihn umdrängten wie die Schafe den Hirten, aus dem ölglatten Schlickwasser hervor. Elbe IV, das erste Feuerschiff, an dem sie vorbeikamen, blieb rechts zurück. Dann erschien Elbe III im Fahrwasser.

„Jetzt müssen wir Abschied nehmen!" sprach sie und schob schmollend die Unterlippe vor.

„Ja!" seufzte Mandus. „Auf Wiedersehen, Selma!"

„Ach, wielange das wieder dauern wird!" klagte sie traurig. „Jonni sagt, er wüßte es noch nicht genau. Und dann ist es immer furchtbar lange. Mindestens ein Jahr!"

„Greggers sagt neun Monate," tröstete er sie. „Die sind bald herum. Ich bringe dir auch was Feines mit!"

„Du?" rief sie ganz erstaunt. „Hast du denn Geld?"

Er griff sofort in die Tasche und zog die beiden Geldscheine heraus.

„Zweihundert Mark!" bärschte er sich. „Von Mutter! Ich soll sofort nach Hause kommen, wenn mir es an Bord nicht mehr gefällt. Aber es wird mir schon gefallen! Nun gerade!"

(Fortsetzung folgt.)

Das vermeintliche Wirtshaus.

Heiteres von August Schmitt-Gaustatt.

Mögen Roman- und Bühnenschriftsteller sich noch so sehr abmühen, fesselnde Geschehnisse zu erfinden, die eigenartigsten Geschichten schreibt doch immer wieder das Leben selbst. Kein Wunder, daß Autoren oft auf das wechselvolle Spiel des Alltags zurückgreifen.

Ein Lustspiel des englischen Dichters Oliver Goldsmith, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lebte, verdankt seine Entstehung einem köstlichen Erlebnis des Dichters: Goldsmith hatte die Sommerferien — er war damals 16 Jahre alt — zu Hause in Pallasmore (Irland) verbracht und befand sich auf der Rückreise nach dem Schulort Edgeworthtown. Er war im Laufe des prächtigen Herbsttages mehr als nötig von der Straße abgeirrt und selig in Wald und Flur umhergeschweift. So kam es, daß ihn die Dämmerung überraschte und er in dem nahen Städtchen Ardagh nächtigen mußte. Er ritt, das Herz von dem ganz nach Muße verbrachten Tag freudig geschwellt, durch das Tor des Städtchens, und da er von einem Freunde ein ansehnliches Reisegeld erhalten hatte, gedachte er den Abend recht vergnügt zu verbringen. Er fragte einen Bürger nach dem ersten Gasthof des Städtchens. Der Betreffende war aber ein ausgemachter Spaßvogel und ergriff die Gelegenheit,

sich mit dem großtuerischen Studentlein einen kapitalen Spaß zu machen. Er zeigte dem jungen Goldsmith tatsächlich das beste Haus der Stadt, aber beileibe kein Gasthaus, sondern das stattliche Wohnhaus eines reichen Squire. Goldsmith klopfte, übergab sein Rößlein einem Diener und ließ sich in das beste Zimer des vornehmen Hauses führen, ohne den Irrtum wahrzunehmen. Der Squire amüsierte sich köstlich über das selbstbewußte Studentlein, in dem er alsbald den Sohn eines Studienfreundes erkannt hatte, und spielte glänzend die Rolle des „Wirtes". Goldsmith ließ auftragen, was gut und teuer war, ja er lud sogar den freundlichen „Wirt" und dessen anmutiges Töchterlein zu einer Flasche erlesenen Weines ein. Nachdem er noch eine besondere Weisung wegen des Frühstückes gegeben hatte, ließ er sich, von dem in angeregtester Stimmung verlaufenen Abend hoch befriedigt, sein Zimmer zeigen. Wie er am anderen Morgen die Zeche berichtigen wollte, klärte der Squire den Irrtum auf; doch Goldsmith war so überrascht und beschämt, daß er schleunigst das Weite suchte.

Ein ähnliches Erlebnis hatte Mac Mahon, als er 1836 in Wien weilte. Er schlenderte, eben angekommen, durch die Straßen der lebhaften Stadt, an der ihn weniger die Schöpfungen der Baukunst und die Orte des Vergnügens als alles Militärische fesselte. So wanderte er durch die Straßen auf und ab, bis sein Magen ihn ermahnte, daß es Essenszeit sei. Er fragte nach dem „Ers-ersof Karl", wo er abgestiegen war, und wurde von einem jungen Wiener vor das Palais des Erzherzogs geführt. Zu seiner Überraschung fand der Franzose eine vorzüglich besetzte Table d'hôte mit lauter vornehmen Gästen vor. Die Gesellschaft, die den Irrtum des jungen Marquis erkannt hatte, ließ ihn davon nichts merken; namentlich der Erzherzog, der an dem schmucken Offizier Gefallen fand, behandelte ihn mit ausgesuchter Höflichkeit. Mac Mahon konnte sich im Lobe der vorzüglichen Wiener Küche gar nicht genug tun und versicherte, in keinem Hotel je so gut gespeist zu haben. Anderen Tages, als er im Gasthof „Zum Erzherzog Karl" glücklich gelandet war, brachte ein Offizier die Einladung des Erzherzogs zur Familientafel. Der Irrtum klärte sich auf, und der betroffene Mac Mahon mußte sich die Höflichkeit des Erzherzogs gefallen lassen.

Das Opfer eines noch köstlicheren Mißverständnisses wurde ein ungarischer Lehrer. Er weilte 1803 in Weimar, das dem begeisterten Verehrer der deutschen Dichtkunst die Sehnsucht seines Herzens war. An einem heißen Sommernachmittag durchwanderte er durstig und von der Reise ermüdet die Straßen der ihm so teuren Stadt. Da drang aus einem Garten, den er für einen Wirtschaftsgarten hielt, der Ton fallender Kegel und der Klang angestoßener Gläser. Dieser Musik zu widerstehen war ihm in diesem Augenblick trotz seiner Begeisterung für die Stadt der klassischen Dichtkunst unmöglich. Er trat ein, setzte sich, durch die Blicke der Herren und das Kichern der Damen etwas eingeschüchtert, abseits und bestellte ein Glas Bier. Schließlich brachte er es doch nicht übers Herz, als leidenschaftlicher Kegler dem Spiele fern zu bleiben, und wurde, nachdem er mehrere der ausgesetzten Preise gewonnen hatte, vom freundlichen „Wirte" eingeladen, am Abendessen teilzunehmen. Der Wein löste mehr und mehr seine Zunge, und im Überschwange seines leicht entzündbaren Herzens stimmte er Schillers Hymne an die Freude an, worin die anderen begeistert einfielen. Dann ging der blaß aussehende „Wirt" auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach: „Ich danke Ihnen, werter Freund, und freue mich herzlich, daß meiner Muse Sang auch Ungarns edle Söhne verstehen und lieben." Als dem betroffenen ungarischen Magister die Freudentränen ins Auge stiegen, trat sein Tischnachbar auf ihn zu und sagte: „Hier, Herr Magister, sehen Sie unseren Schiller, hier — Goethe, und ich bin der alte Wieland"

Das neue Heim.

Skizze von Emmy Belinfante.

Sie zählte neunundsechzig Jahre, war von der einen Pension in die andere gezogen mit ihren lieben, alten Möbeln, von denen sie sich nicht trennen konnte, weil sie aus der glücklichen Zeit stammten, als ihr Max noch lebte. Sie mußte mit den Zinsen eines kleinen Kapitals auskommen und vollbrachte wahre Wunder damit. Für ihre neunundsechzig Jahre sah sie vorzüglich aus, war noch in glücklichem Besitz einer guten Figur und erreichte es durch kleine Nachhilfen, daß man sie für eine Frau von Fünfzig halten konnte. Und da die Frau von heute in ihrem fünfzigsten Jahr noch tanzt und flirtet, war auch sie nicht frei von kleinen Koketterien und bewegte sich in Gesellschaft so munter und selbstsicher wie früher.

Da befiel sie eine leichte Krankheit, die Pensionsinhaber zeigten sich wenig aufmerksam und rücksichtsvoll, und so entschloß sie sich, in eines der vorbildlichen Heime zu ziehen, in dem alte Ehepaare und ältere Damen von gutem Herkommen Aufnahme finden, bis der Tod sie abruft. Sie nahm ein geräumiges Wohnschlafzimmer mit allen Bequemlichkeiten, in dem sie einen Teil der Möbel aus der Zeit ihres Mannes einstellen durfte, und hatte die Verfügung über den Gesellschaftssaal, den Leseraum und das Besuchszimmer. Es war alles so ansprechend und gemütlich, daß sie die Zeit ihres Einzuges kaum erwarten konnte. All ihre Freunde und Verwandten lud sie in das neue Heim ein.

Am Tage ihres Einzuges schien das Zimmer fast zu klein für die vielen Blumen und Aufmerksamkeiten ihrer Bekannten. Glücklich wie ein Kind, lief sie immer wieder zu den Blumenkörben und Vasen, erprobte den Warmwasserhahn, das Bett, das auf- und zuklappte und in einer Nische hinter einem Vorhang verborgen war, und betrachtete ihre schönen alten Vasen und die antike Uhr auf dem Kamin, Geschenke des seligen Max zu ihrer grünen und silbernen Hochzeit. Gegen Abend begann sie sich sorgfältig für das erste Abendessen anzukleiden und, sich auf den zierlichen Schuhen mit den hohen Absätzen drehend, betrachtete sie sich in ihrem schönen schwarzen Spitzenkleid lange vor dem Spiegel. Sie dachte an den Speisesaal, der mit den vielen kleinen Tischen so festlich aussah, und befestigte eine zartrosa Kamelie mit einer juwelenbesetzten Nadel an ihrer linken Schulter. Als sie fertig war, sah sie, daß die Uhr erst sechs zeigte. Sie hatte noch eine halbe Stunde Zeit.

Sie setzte sich in den Sessel, den Blick unverwandt auf die Zeiger der Uhr gerichtet. Dann erhob sie sich, nahm ihr schwarzes Seidentäschchen und ging die breite Treppe mit den dicken Läufern hinunter zum Speisesaal.

Alle Tische waren bereits besetzt, man hatte schon mit dem Auftragen begonnen. Bei ihrem Eintritt sahen achtundvierzig Frauenaugen auf und verschlangen sie. Sechzehn Alt-Männer-Augen blickten belustigt drein. Niemand hatte sich für das Abendessen umgezogen. Die alten Herrschaften waren froh, nach dem Mittagessen für den ganzen Tag gekleidet zu sein.

Die Dame aus Deventer wechselte Blicke mit der Dame aus Arnhem, die Bände sprachen. Und ihre Augen verfengten fast die zarte Kamelie und blieben dann auf dem Spitzenrock mit dem modisch geschnittenen Saum haften. Und die Dame aus Leeuwarden, die noch im glücklichen Besitz ihres Gatten war, bekam einen Anfall von Eifersucht, als sie das Interesse in den Augen ihres Mannes aufflackern sah, und stieß ihn an, daß er fast einen Löffel köstlicher Erbsensuppe verschüttete. An dem Tisch der viel Gemusterten saßen drei bejahrte Fräulein. Sie waren Schwestern, gleich gekleidet, alle drei in dunkelblaue Kleider mit Verzierungen aus schwarzer Litze und hochgeschlossenem Stehkragen mit weißen durchscheinenden Fischbeinstäben.

Die neu Hinzugekommene begann ein Gespräch, aber sie begegnete nur abweisender Kühle. Das Mahl wurde schweigend verzehrt, nur gelegentlich unterbrochen von tuschelnden Bemerkungen der alten Jungfern über die anderen Gäste. Unser Frauchen fand die Unterhaltung etwas sonderbar und nahm sich vor, um einen anderen Platz zu bitten.

Das Essen war zu Ende. Man begab sich in den Gesellschaftssaal, um etwas Rundfunkmusik zu hören. Das brachte sie wieder in Stimmung und fröhlich summte sie die Schlager mit. Ein Herr in ihrer Nähe blätterte im Programm.

„Bekommen wir noch etwas Schönes zu hören heute?" fragte sie.

„Hilversum sendet eine Oper, ich glaube „Rigoletto", erwiderte er höflich.

„Das ist schön. Ich höre Opern riesig gern. Mein seliger Mann und ich haben wohl sämtliche Opern gehört, die es gibt."

„Ist Ihr Gatte schon lange tot?"

„Schon acht Jahre", antwortete sie mit einem leichten Zittern in der Stimme.

„Und Sie haben nicht wieder geheiratet?"

Die Frage schmeichelte ihr sehr, aber sie erwiderte bescheiden: „Eine Frau in meinem Alter? Wo denken Sie hin?"

„Die versteht es!" sagte bissig die älteste der drei Schwestern, die sie arglistig beobachtete. Die beiden andern kicherten.

Um zehn Uhr leerte sich der Saal. Alles ging zu Bett. Sie allein zögerte, ging noch einmal in den Lesesaal. Sie hatte so auf ein kleines Whistspiel gehofft.

Die Leiterin des Heimes kam herein.

„Noch so spät bei der Lektüre?" fragte sie freundlich.

„So spät?" lachte sie. „Ich bin gewöhnt, nicht vor zwölf schlafen zu gehen. Manchmal noch später. Es wundert mich, daß hier jeder so früh auf sein Zimmer geht."

„Aber, gnädige Frau", erwiderte verwundert die Leiterin, „für bejahrte Menschen ist zehn Uhr eine ganz angemessene Zeit."

Es ging wie ein Zittern durch die Frau und der ganze Reiz des neuen Heims schien plötzlich zu erblassen.

„Sie verstehen", sagte die Vorsteherin, die schon manche Bemerkung ihrer Gäste mitangehört hatte, „die Menschen, die hier wohnen, wollen vor allen Dingen Ruhe haben. Sie lieben es nicht, sich oft umzuziehen, sie wollen ihre letzten Lebensjahre in vollkommener Ruhe und Gemütlichkeit verbringen. Nun, das können sie hier!"

Wie scharfe Nadelstiche spürte die Frau es in ihrem Herzen, das sich all die Jahre noch so jung gefühlt hatte. Und als sie ihr Zimmer betrat, überfiel sie die Einsamkeit, wie sie es seit Maxens Hinscheiden nicht mehr gekannt hatte. Langsam entkleidete sie sich, und als sie das schwarze Kleid in den Schrank hängte, strich ihr Blick wehmütig über die Reihe der übrigen, die viel weniger schlicht waren als dieses. Mit einem leichten Schluchzen schloß sie den Schrank. Es war, als ob sie für immer Abschied genommen hatte. Und als sie im Bett lag und sich fröstelnd zudeckte, murmelte sie:

„Nun bin ich alt. Untergebracht, bis sie kommen und mich holen. Ich werde mich wohl daran gewöhnen müssen. Und dabei fühle ich mich so jung. Ich werde morgen alle meine Kleider ändern lassen."

Und schluchzend schlief sie ein.

(Berechtigte Übersetzung von W. Blochert.)

Der Abschied.

Skizze von Ernst Römer.

Der Orkan war in seiner Nordosten gekrümmten Bahn weiter gezogen. Uns ließ er auf einem sinkenden Schiffe zurück. Es hatte mit jener stummen Heldenhaftigkeit gekämpft und gelitten, die dem starren Baustoff eine Seele verleiht und den Seemann zur Treue zwingt. Nun war es aus. Der todwunde Segler nahm die vom Wirbelsturm aufgewühlten, sich noch in unbeschreiblicher Wucht heranwälzenden Seen mit gebeugtem Haupte hin. Sie überschwemmten das verwüstete Deck, sie rissen uns, die wir seit Morgengrauen an den Pumpen standen, die Beine unterm Leib weg und spülten uns in kläglichem Durcheinander an die zertrümmerte Verschanzung.

Wir waren zu Tode erschöpft. Wir wußten den Wochentag nicht mehr. Wir kannten bald des anderen Namen nicht mehr. Wir fluchten auch nicht mehr. Die unholde Nacht nahm uns den Anblick unserer Gesichter, salzverkrustet und sehr gealtert, man ließ die Arme am Pumpenhantel herumfliegen, auf und ab, auf und ab, man hörte mit stumpfem Gleichmut die nächste Sturzsee herandonnern, unheimlich grell aufleuchtend im tödlichen Dunkel, man fühlte sich überschüttet und begraben unter der nassen Gewalt und wurde abermals hinweggeschwemmt wie ein Stück Holz.

Aber nun war es aus; das in den Laderaum eindringende Wasser stieg höher und höher, unser Ruderblatt war beschädigt und ließ sich nicht mehr bewegen, den Fockmast hatte uns kurz vor dem Einsetzen des Orkans eine harte Bö bis zur Marsstenge abgebrochen. Die ragte jetzt wie ein Armstumpf gegen den wilden Nachthimmel und beschrieb beim Überholen des Schiffes schauerliche Kreise an den Sternen vorbei, wenn sie durch fliehende Wolkenfetzen für Sekunden sichtbar wurden.

Mit Tagesanbruch hatte sich die See soweit gelegt, daß wir in die Rettungsboote gehen konnten. Die Bewegungen des Schiffes waren schwer und träge geworden. Wir schauten uns in die Gesichter, so, als sähen wir uns seit Jahren zum ersten Male wieder. Wir wußten: Das Schiff will nun sterben.

Als die beiden Boote klar zum Aussetzen waren, ging der Erste Steuermann in die Kajüte, um es dem Kapitän zu melden. Wir warteten.

Der Kapitän war mit seinem Schiff alt geworden, seit zwanzig Jahren bald hatte er es geführt. Wir wußten nicht viel mehr von seinem Leben, da er ein schweigsamer Mann war, der ganz für sich blieb; doch jeder an Bord ging mit Eifer und voll guten Willens seiner Arbeit nach. Weil jeder wußte, daß da ein rechtlich denkender und tüchtiger Mann die Befehlsgewalt besaß und sie noch nie mißbraucht hatte.

Der Erste Steuermann erschien wieder auf dem Achterdeck. Allein. Er hatte noch seine Mütze in der Hand und ging schwerfällig auf uns zu. Sein Blick tastete unsere Gesichter ab, dann sagte er: „Leute, unser Kap'tän ist gestorben."

Und indem er die vierkanten Schultern hob und sie wieder wie hilflos fallen ließ: „Herzschlag . . ."

Dichtgedrängt standen wir in der Kajüte und nahmen Abschied von unserm Schiffer. So wie es ihn getroffen hatte, saß er da. In dem Lehnstuhl aus Korbgeflecht, an dem großen Tisch aus edlem Holz. Vor ihm lag das aufgeschlagene Schiffstagebuch, mit der letzten Eintragung aus seiner Hand. Sein Steuermann hatte ihm die Hände ineinander gefaltet, den ergrauten Kopf mit dem wirren Bart sanft gegen die Rückenlehne gebettet.

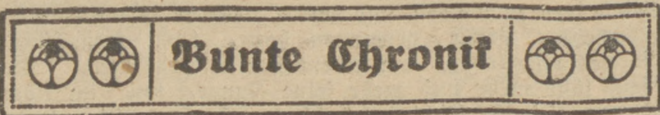
Wir betrachteten scheu unsern toten Kapitän. Es war die einsame Größe des Führers um ihn. In seinen Händen hatte die Verantwortung für uns alle geruht, von ihm allein forderte das Gesetz zwanzig Jahre hindurch Rechenschaft für sein Tun und Lassen. Wir jungen Menschen erfuhren da im Angesicht des Todes, daß Pflichtgefühl und Gewissen unveräußerliche Dinge sind.

Der Erste Steuermann sprach ein Vaterunser. „. . . Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden."

Wir hefteten die Blicke starr auf die Decksplanken; die schwere metallene Lampe über dem Kajütstisch pendelte sacht, in der hinteren Reihe weinte jemand verstohlen auf; unser Schiffsjunge, der Sechzehnjährige.

Es war Zeit, daß wir in die Boote gingen und uns aus dem Bereich des sinkenden Schiffes entfernten. Das Ende kam schnell. Es schien erst, als wollte sich der Segler platt auf die Seite legen, doch nun steilte er sich, wie von unsichtbarer Hand gestützt, hoch auf, der Klüverbaum wies gegen den lichten Himmel, zum letzten Mal, dann sank das Schiff mit seinem alten Führer in die Tiefe.

Um uns aber breitete sich die Verlassenheit des Meeres aus.



In Andorra will man keine Polizei.

Eine Welle der Entrüstung geht durch die Bevölkerung des Zwergstaates Andorra. Ist deren Regierung doch auf den Gedanken gekommen, eine Polizeitruppe einzuführen. Mehrfache Streiks in der letzten Zeit haben die Einrichtung einer, wenn auch kleinen, Polizei erwünscht erscheinen lassen. Aus Frankreich wurde ein Gendarm „entliehen", der dem Vierteldutzend künftiger Polizisten die nötige Ausbildung erteilen sollte. Die Andorresen erblickten aber in einer gar noch uniformierten Polizei eine Beleidigung, die sie nicht zu dulden gedachten. Als Abhilfe verfielen sie auf den höchst einfachen Gedanken, dem fremden Gendarmen seine Uniform einfach zu — stehlen. Danach hatte man gegen seine Anwesenheit nichts mehr einzuwenden und erklärte, sich auch mit der Landespolizei abfinden zu wollen, vorausgesetzt, daß diese in bürgerlicher Kleidung und im Schlapphut ihren Dienst tue.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg